

Illustriertes Sonntags-Blatt

Beilage zum
Sadamarer Anzeiger.
Verlag von Jos. Wilh. Hörter in Sadamar.

1915. * Nr. 47

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Hof fand Martin einige Veränderungen. Der große Galgenbrunnen fehlt. Statt seiner hängt aus dem neuen mit rotem Backstein gemauerten Brunnenfranz ein langes

Seil, an dem ein Schöpfstübel befestigt ist. Rechts vor der Sägeleiste, die mit der Mühle verbunden war, lag eine Haube harter Eichen- und Buchenstämmen. — Auch mehrere Schichten längst geschnittener Bretter waren hier aufgestapelt.

Vor dem neuangelegten Wasserrad blieb er stehen und rüttelte es in der Achse, daß es laut kreischte.

Wart nur, alte Knarre! Auch dich werden wir wieder in Schwung bringen!

Dann stieg er unter den neuen mehreren Schritten hin und über schaute mit wägendem Blick das alte Gehöfte. Alles in ihm war es ein respektvolles Anwesen, das seinen Ort vorstellte.

Und ringsherum die Tannen in lauschiger Ruhe! Ein liebliches Plätzchen, geschaffen für ein stilles Glück.

Er fühlte sich im Geiste Hause kommend aus dem Feld und dort sah er seine Elisabeth als tapfere, sittliche Hausfrau. Eine kleine Schar Kinder — alle blond — kamen ihm entgegen, sprangen, jubelten und freudig über Heimkehr. Herrgott, eigenen Grund und Boden! Eigenes Haus! Die Mühle! Ja, ja — Glück! Aber, es hat seine Schwierigkeit, der Schulz gesagt?!

Na, wenn auch! Er wollte schon auch anderswo Brot verdienen für sich, für sein Flachsköpfle und auch noch ein paar andere hungrige Mäuler.

Er ging und holte sein Bündel. Dabei fragte er die Magd aus und ließ sich erzählen von der Überschwemmung, von der neuen Eisenbahn und alle Einzelheiten vor des Brenners Tod.

„Und du, Ursel?“ fragte er weiter. „Hast lang ausgehalten beim Brenner?“

„An die fünfzehn Jahr.“

„Und jetzt? Willst wandern? Dir 'n anderen Dienst suchen?“

„Gott bewahre, jeil nit!“ und etwas verschämt setzte das alte Mädchen hinzu:

„I heirat' auf Martini.“

„Gud an, Ursel! — Wer ist's denn?“

„Mein Schwestermann, drüben überm Berg, in Zell. Die Schwester ist gestorben. Zum Dezember jährt sich's. Und jetzt hat er halt fünf Kinderla und keine Mutter, der Holzerfranz.“

„D, du lieb's Handwert! Und du willst'n jekt d' Mutter sein, den Krampen?“

„Was soll i machen?“ lachte jetzt die Ursel aus vollem Halse. „Er hat auch z'ringen ums täglich Brot, der Schwoger. Und mein Gott, so lieb, wie die Kinder sind, so arg lieb, und so unverjort. Und 's kleinste, Marte, i sag dir's — nur so'n Sonnenscheinle, so'n Herzigs!“

Martin stand gerührt.

„Ja, ja, 's ist'n Gottesg'schenk, so'n Kindel.“

„Und wann? Wann gehst?“

„Sobald 's Haus putzt und gut imstand ist. In drei Tag, dent' ich, pad i z'samm und bring dem Schulz 'n Schlüssel.“

Er gab ihr die Hand zum Abschied. „Ja, so wünscht i dir halt alles Glück, Ursel. Alles Glück! Dir und der'm Mann und den Krampen!“

„Berglt's Gott, Marte! Und dir auch so viel!“ rief sie ihm nach.



Die Heimat, teure Heimat! Originalzeichnung von Th. Holz. (Mit Text.)

Wie der Martin durchs Dorf ging, bemerkte er, daß ihm einige Kinder schon auswichen und miteinander tuschelten. Im Vorübergehen klopfte er an in dem Haus mit den grünen Läden und dem Bodshorn am Giebel. Die Kernchristel sah gerade über der Bibel und brach in lautes Weinen aus, als sie seiner ansichtig wurde.

„Ja, Martin, bist denn wieder da? Haben's dich müssen freigegeben in der Stadt? O, die Schand! Die Schand! Immer unter d'Leut' bin ich gegangen und betet hab' ich täglich für dein Seelenheil. Denn in der Bibel steht: „Daß ihn nicht in seinen Sünden verderben und laß die Strafe nicht ewiglich auf ihm bleiben.“

Während solchem Gesammer und Geslenn ging die Bode durch Kammer und Küche, und besorgte für den Martin schnell ein Abendessen. Kartoffeln in der Schale und saure gestandene Milch hatte sie im Haus. Der Martin löffelte und ließ sich's schmecken. Und sie betete und las aus der Bibel laut vor. Plötzlich hielt sie ein und fragte: „Sag, Martin, hast du dir net doch was vorzuwerfen? Sag's! Erleichter' dein Herz!“

Er schaute auf. „Wie meint Ihr das, Frau Bas?“
„I mein, ob du am End' doch net so ganz sauber bist, bei der unredlichen Sack? Du weißt, Gott ist allwissend und auch allgütig. Und wer ihn bittet im rechten Glauben und in wahrer Reue, der wird seiner göttlichen Gnade theilhaftig werden, immerdar!“

Der Martin erwiderte kein Wort. Er stand auf und ging. „Aber wo willst denn hin, du Hitziger? So bleib doch. Ich mein's doch nur zum Besten! Martin, hörst net?“

Aber der war schon wieder auf der Straße.
„I glaub's. Vergelt's Gott! Ich muß zum Schulzenbauer!“
„So'n dickköpfiger Quersulant!“ brummelte die Christine hinter ihm her und schloß gekränkt ihre Haustüre.

Die Stimmung im Dorfe war plötzlich zu Martins Gunsten umgeschlagen. Jetzt wollte keiner ihn für schuldig gehalten haben. Die früher am meisten gegen den „hergelaufenen Baganden“ geschrien hatten, in den Wirtshäusern und in Spinnstuben, die langen jetzt am lauteften sein Lob an allen Orten. Man hatte sich schnell daran gewöhnt, in Martin Ohnwald wieder einen ehrsamten Mann zu sehen und nur die Schulkinder erzählten sich untereinander auf dem Nachhauseweg vom „Müllermarte, der schon im Gefängnis gefessen hätte“, und blickten ihn aus scheuen Augen an, wenn sie ihm einmal gerade in den Weg liefen. Die ganze öffentliche Entrüstung galt jetzt dem Tagesdieb, dem Brennerpeter, der ja zu seinem Glück flüchtig und wohl über allen Bergen war.

Es waren nur wenige, denen die „Brennergeschichte“ nicht völlig geklärt erschien. Aber unter diesen wenigen war der Hagmayer. Und als der Martin am dritten Tage seiner Heimkehr bei ihm mit allem schuldigen Respekt um die Lisbeth anhielt, da mußte er eine schroffe Abweisung erfahren. Der Hagmayer konnte einmal und für alle Zeiten dem leuten Burschen nicht die Schmach vergessen, die dieser nach seiner Ansicht über sein Mädchen und sein ganzes Haus gebracht hatte.

Es war an einem Sonntag. Der Hagmayer stand noch im Kirchenrock, mit gespreizten Beinen am Ofen gelehnt und hörte den Martin ruhig, aber finsternen Gesichtes zu Ende. Dann entgegnete er kurz und bündig, und seine buschigen Augenbrauen zogen sich zusammen, daß zwei häßliche Falten um seine derbe Nasenwurzel sich gruben:

„Mein Spruch ist schon fertig, Herr von Ungefähr: Einem der schon dort war, wo für ehrliche Christenmenschen Quartier nicht frei ist — ob mit Recht oder Unrecht, sell kann und will ich nicht untersuchen, aber einem solchen geb' i mein Kind net zum Weib! So! — I bin der Hagmayerbauer und so lang' ich mich so schreib, so lang' setz' ich den Spruch hinter meinen ehrlichen Namen und dabei bleib's!“

Da war aber die Lisbeth aufgestammt und hatte sich zwischen die beiden Männer gestellt: „Der Martin ist ein ehrfamer Bursch! Was er hat müssen durchmachen, das hat er für einen andern getan, unschuldigerweis. Das ist erwiesen und das weiß heut jeder Mensch. Und der Vater wird's auch wissen? Und so viel ist sicher! Der Martin und kein anderer! Und wenn ihn mir der Vater net gibt, dann nehm' ich ihn ohne den Vater. Oder ich lauf' heut noch aus'm Haus und geh in den Redar. — So viel ist mein Spruch, und ich heiß' auch Hagmayer!“

Der Hagmayerbauer war bleich geworden bis in die Lippen. Mühsam kämpfte er seinen Jähzorn hinunter. Er stand jetzt aufrecht vor den beiden und hielt seine Hände hinter sich zusammengepreßt. Seine Augen wurden immer kleiner und frostiger und über seine Lippen brachte er erst nur halblaut und knurrend:

„Hm! — So, so? — Ja, ja, ja!“
Dann sagte er, langsam betonend, mit eifriger Gelassenheit: „Wenn's so steht? — Dann ist die Sack' anders. — Dann in Gottes Namen! Dann werd' i meinen Weg wohl allein weitergehen. Dann muß es halt so sein. — Aber eines sag' ich euch,

bei der Hochzeit sieht mich keiner! Und von meinem Segen soll ihr net gar viel verspüren. Was dem Mädchen zusteht, müßt selber sorgen. Ich hab' meinen Tod braucht ihr net zu warten. Lieber zünd' ich den ganzen Plunder an, als daß ich auch nur einen Stein zurücklaß' solchen Händ'! So! Jetzt bin ich fertig mit euch!“

Und dabei war es geblieben. Der kräftige Bauer war nachher innerlich zusammengebrochen und hatte zusehends gealtert. Und die Lisbeth hatte in herzlichem Mitleid für den Vater ihm auf den Knien gelegen. Aber er blieb hart. Auch der Pfarrer war da und redete ihm gut und christlich zu, — er war unerbittlich. Und als der Deder-Andresel einige Tage vor der Hochzeit einen letzten Versuch wagte, hatte ihn der Hagmayer einen „altpöppel“ geheißt und ihm das Haus verwiesen, so daß dieser gekränkt in sein Häuschen zurückzog.

An einem Samstag im November wurde das junge Paar getraut. Der Martin hatte einige Wochen vorher durch den Schulzen ein gerichtliches Schreiben erhalten, in dem ihm mitgeteilt wurde, daß eine zweite Verhandlung, zu der er nicht geladen war, seine völlige Unschuld aufgestellt hätte und daß er von der gegen ihn erhobenen Anklage: den Forstwärter Schlumberger vorsätzlich getötet zu haben, freigesprochen ist. Gleichzeitig wurde das Brennermüller hinterlassene Testament amtlich anerkannt und das Eigentumsrecht auf den Brennermühlhof und das Brenner nachgelassene weitere Erbe bestätigt, vorbehaltlich verschiedener besonders bezeichneter Grundstücke, die während Jahren dem stöckbriesslich verfolgten Peter Brenner zu bleiben und für die der Martin bis zu diesem Zeitpunkt einen angemessenen Zins an das Gericht zu zahlen habe.

Am Vorabend der Hochzeit kamen die Freundinnen Brautjungfern zur Lisbeth und brachten ihr den Brautkranz. Jede der jungen Dirnen hielt irgendein nützliches Küchengeschick als Geschenk in der Hand. Dabei sprachen sie den üblichen Spruch:

„Wir kommen hier Und bringen dir Die Myrte und den Schleier; Dum Jungfrau hold, Sei treu, wie Gold, Dem Martin, deinem Freier!“	Zum Eheband In dieser Stund Nimm freundlich jezt entgegen Ein Freundschaftspfand Aus unserer Hand. Wir wünschen Gottes Segen!
--	--

Martins alte Freunde, die alle noch ledig waren, die Knechte aus dem Schulzenhof und allen voran der Deder-Andresel, alte, weißhaarige Junggesellen, hatten die Brennermühle mit Blumen und Kränzen geschmückt. Über den Hof waren Tannenzweige gespannt und an einer solchen, eingerahmt von frischen Blättern, hing eine große, schwarze Tafel. Darauf stand:

„G'undes Blut, frohen Mut,
Dann und wann — was in d' Pfann,
Und ums Jahr was in d' Wägen
Soll's Hochzeitspaar kriegen!“

Als der fröhliche Zug aus der Kirche kam und in den Mühleneingang einbog, schlug die Lisbeth die Augen nieder angeht dieser nigen Widmung und wurde rot bis unter den Myrtenkranz. Der Martin sah es und zog sie lächelnd und glücklich fester an.

Aus dem Haus kam ihnen ein süßer Duft entgegen. stand die Ursel in der Küche und spidte den Hochzeitsbraten. war besonders von Zell herübergekommen und hatte für den Tag noch einmal die Wirtschaft übernommen. Die Gretl, Obermagd vom Hagmayerhof, und die Kernchristel standen ihm zur Seite.

Die Kernchristel fühlte sich heute so richtig als Festmache. war sie doch als einzige mit dem schmucken Bräutigam verheiratet. Wohl ein duzendmal hatte er ihr versprochen müssen, daß die kleine „wohlgemeinte Teilnahme“ von damals, wie sie nannte, nicht nachtragen werde.

Stube und Kammern waren ausgeräumt für Tisch und Stühle. Denn sie waren alle geladen, die Bekannten von Braut und Bräutigam, und alle waren sie erschienen. Auch der Schulzen, der Pfarrer und der Schullehrer saßen an der langen, weißgedeckten Festtafel und ließen gar muntere Reden laut werden auf die junge Paar und auf Ursels tüchtige Kochkunst. Nach dem ersten Trunk sorgte die Gretl fleißig für Wein und Bier. Die Jungen begannen zu singen an; und die Alten sangen mit.

Nur der Brautvater fehlte. Statt seiner aber saß der Deder-Andresel strahlend an der Seite der glücklichen Braut und schickte immer wieder: dieses sei der schönste Tag seines Lebens und nun wolle er gerne sterben.

Vom Brennermühlhofe, wo noch vor wenigen Wochen ein laiches Todeswehen rauschte, stieg jetzt in froher Festfreude ein vielfältiges Jauchzen hoch, hell und verheißend wie das Leben. Und die jungen Tannen nahmen es auf und trug es weiter am Heimbodel hinauf, in die Lüfte, den Wolken zu!

Am Abend ging es zum Tanz. Bei der Engelwirtin war bestellt. Und da ging es erst an ein Lustigsein.

Hei, wie da die jungen Paare flogen! Und die Alten wurden wieder jung! Sie vergaßen auf einige Stunden ihre täglichen Sorgen und sprachen von ihrer Kindheit und ihrer eigenen schönen Brautzeit. Der alte Andrejfel tanzte, daß es nur so eine hatte und als er fertig war, stellte er sich tatternd vor den Tisch und sang ein graufig schönes Solo:

„Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr,
Dum sag ich's noch einmal,
Schön sind die Jugendjahre,
Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!“

Und die runde, resolute Schulzenbäuerin zupfte ihren „Alten“ liebevoll an seinen zwei Bardenzotten und gab ihm die schönsten Lobnamen, zu denen sie nur fähig war.

Der Martin und die Lisbeth tanzten wenig. Meist saßen sie still an ihrem Ehrenplatz und schmiegen sich eng aneinander und flüsterten leise. Aber in ihren Augen leuchtete hell und sonnig das Glück. Und sie freuten sich mit den andern.

Am nächsten Morgen fiel ein leichter Schnee vom Himmel her, und legte sich als stiller Flor über Furtmühlbach. Und in der kleinen Dorfkirche sprach der Pfarrer die erste Advents-Predigt.

Der Winter flog vorüber. Die Lisbeth hatte ihn kaum empfunden in diesem Jahr. Nun sah sie ihn entschwinden wie einen schönen Traum. Was waren das für süße Stunden des Glücks, wenn der Martin die Arbeit aufgab für den Tag, und sie saßen zusammen auf der Ofenbank und verplauderten die langen Abende mit vielen kleinen Erzählungen aus der Vergangenheit und mit kleinen Plänen für die Zukunft. Eine angenehme Wärme ging aus dem breiten Kachelofen und fladerte in leichten, wohligen Wellen durch den Raum und über die traulich singende Petroleumlampe auf dem Tisch. Es war alles so blicksauber und behaglich im Stübchen, während draußen der Dezembersturm über den Hof jagte und kleine eisige Körnchen an die Fenster schlug. Oftmals kam an solchen Abenden auch noch der Deder-Andersel dahergetrottelt, und er war immer willkommen. Er trieb gern seine kleinen Scherze mit den jungen Leuten und der Martin nannte ihn „seinen alten Stachelsfreund“.

Aber auch traurige Stunden mischten sich der Lisbeth unter den jungen Ehemochen. Es waren solche, an denen sie zurückdenken mußte an den Vater, der ihr grobkollt und jetzt einen großen Weg um den Brennermühlhof ging, wenn ihn mal ein Gefäß auf den Heimbodel rief. Gleich nach der Hochzeit war sie oftmals zu ihm gegangen und hatte ihn um Ausöhnung gebeten. Er hatte sie angesehen mit einem langen Blick, in dem Schmerz, Hohn, Stolz und tiefste Verachtung lag, und sie verwies ihn das vierte Gebot. Dann hatte er noch hinzugesetzt:

„Den Eintritt in dein Vaterhaus will ich dir net wehren. Aber nicht wenigstens eine Stund ausschicken, die mich auf'm Feld hält!“ Wie dies der Andrejfel erfahren hatte, war er ärgerlich und sagte: „'s ist halt kein Auskommen mit dem Dickschädel. An dem sein müßt muß ein Stärkerer rütteln. Und so kommt's, sag' ich euch!“ Heute ging der erste Frühlingstag zur Reize. Die Lisbeth stand am Fenster und wartete. Der Martin war auf den Ruider gegangen, um nach der Frühlingsaat zu sehen und wollte mit ihm inselwerden nach Hause kommen.

Auf dem Tisch stand dampfend ein großer Topf mit Kartoffeln. Die Magd trat aufgeregt in die Stube und meldete: „Mit 'm Schedig' ist's net recht. I glaub' als, die will fälbern!“ Es war die Gret vom Hagmayerhof. Sie hatte einmal dem Hagmayerbauern Vorhaltung gemacht wegen seiner groben Art, Mägde zu behandeln, und da hatte er ihr kurzweg aufgekündigt. Da kam auch schon der Martin zum Hof herein. Hinter ihm hatte ein kleines untergeektes Männchen unter der Last eines Perchades, den er auf dem Rücken trug.

„Lisbeth!“ rief der Martin noch vor dem Haus, „ich bring' en Gast. Der Holzerfranz ist's von Zell. Er bringt Korn zum Mahlen und i mein, das könnt man noch schaffen vor Schlafenszeit.“ Mit einem freundlichen Klops auf ihre frischen Wangen hatte sie begrüßt. Der Holzerfranz setzte hinzu mit seinem dünnen, bescheidenen Stimmchen:

„Geht halt 's Mehl aus, Müllerin, und 's Kleinwoll will Brot. Und Mäuler den ganzen Tag, die wollen gestoppt sein!“ „Glaub's Euch, Holzerfranz. Wollt Ihr net mithalten? Nachtmahl steht fertig?“

Er setzte sich mit an den Tisch und man begann, vorsichtig die reudnen Kartoffeln zu schälen. Aber die Gret stand immer noch das blüffig an der Tür und schaute die Lisbeth an. Da ließ diese truglich den Köffel fallen:

„Martin! Vergessen hab' ich's, vor lauter Größ Gott! — muß gleich in Stall, die Kuh will jungen!“

Der Martin sprang auf.

„I komm' gleich wieder, Holzerfranz! Derweil langt zu!“ Nach kurzer Zeit kam er wieder.

„Hat kein' Eil! Aber mit'm Schlafen ist's nix auf die Nacht! Was Handumdrehen und sie verträgt, die Schedig.“

„Wann ich könnt' helfen?“ warf der Holzerfranz dazwischen.

„Hab so g'sagt: i komm net vor Hahnenstrei!“

„Erst essen, nachher wird sich's finden!“

(Fortsetzung folgt.)

Totenfest.

Erzählung von Elisabeth Kasse-Sandow.

(Nachdruck verboten.)

Einem Leichentuche gleich liegt die weiße Schneedecke ausgebreitet. Grau und schwer hängen die Wollen hernieder. Kein Sonnenstrahl versucht sie zu durchdringen. Alles Leben scheint erstarben. Nur hin und wieder streichen Krähen laut krächzend über das weiße Feld dem nahen Gehölz zu. Wie erarrt stehen an beiden Seiten des Weges, der von der kleinen Station ins nahe Dorf führt, die schneebedadenen Bäume.

Ein Wanderer schreitet auf dem einsamen Wege dahin. Hoch und kräftig ist seine Gestalt, sein Gesicht tief gebräunt, das dunkle Haar von vereinzelt Silberfäden durchzogen, die ernsten, dunklen Augen bliden sinnend umher. Verschneite Einsamkeit, tiefe Stille — Totenfest! — Läuten in der Ferne nicht die Gloden? Rauschend bleibt er stehen. Dünne Glodentöne durchzittern die Kille, kalte Luft. Heimatgloden! Lang ist's her, seit Gerhard Kramer ihrem Klange gelauscht. Vor Jahren, wenn er als Schüler aus der nahen Stadt am Ende der Woche heimkam, um den Sonntag im Elternhause zu verleben, begrüßte ihn stets das trauliche Abendläuten, wie hell und feierlich riefen am Sonntagmorgen die Gloden zum Gottesdienst in das schlichte Kirchlein, und wie klagten sie gleichsam, wenn ein müder Erdenpilger zur letzten Ruhe geleitet wurde. Heute läuten die Totengloden zum Totenfest. Neben ihm am Wege steht eine Gruppe Tannen. Er bricht einige der grünen Zweigspitzen.

Das Geläut ist inzwischen verklungen. Mit schnellen Schritten eilt er vorwärts. Bald hat er das Dorf erreicht. Da sind schon die ersten Häuser. „Heimat!“ Wie ein Sehnachtsruf kommt es von seinen Lippen. „Hast du mir auch alles genommen, meine Lieben, mein Glück; wollte ich dich gleich fliehen, meine Sehnacht galt immer dir!“

Wie ausgestorben erscheint ihm das kleine Dorf in seiner winterlichen Einsamkeit. Aus einigen Schornsteinen steigt Rauch in die nebelige Luft empor; ein Zeichen dafür, daß hinter den kleinen, niedrigen Fenstern noch Leben herrscht.

Langsam geht er auf der stillen Dorfstraße dahin. Jedes der bescheidenen Häuser betrachtet er aufmerksam. Alles wie einst, auch diese Sonntagmorgenstille, und doch —

In meine Heimat kam ich wieder,
Es war die alte Heimat noch,
Dieselbe Luft, dieselben Lieber,
Und alles war ein andres doch.

Oft als Schulknabe hatte er dieses Lied angestimmt, und nun muß er selbst erfahren, was jener heimkehrende Wanderer sang.

Weiter lenkt er seine Schritte bis zu einem altertümlichen Hause, das durch zwei große neue Fenster ohne Vorhänge an der linken Seite der breiten, niedrigen Haustür sofort als Schulhaus zu erkennen ist. Sein Elternhaus! Wenig hat sich äußerlich daran verändert, nur die Schultubenfenster sind im Laufe der Zeit durch neue ersetzt worden. Rechts von der Haustür noch die beiden Fenster mit den kleinen Scheiben, die im Sommer dichtes Weinlaub umrannte. Bis hinauf zu dem Fenster im Giebel kletterten die Ranken und kühlten sein einfaches Stübchen in trauliche, grüne Dämmerung. — Seines Vaters Stolz war der Wein gewesen, er hatte ihn selbst angepflanzt und prächtige Trauben schenkte jedes Jahr seine Nähe.

Jetzt schellt die Haustürglocke schrill und laut und weckt den Wanderer gleichsam aus seinen Gedanken. Es ist noch die Glocke von früher. In die geöffnete Tür tritt der Lehrer des Dorfes, große Rauchwolken aus seiner Pfeife blasend, um, wie es scheint, nach dem Wetter zu sehen. Freundlich erwidert er den Gruß des Fremden und schaut diesem nach, bis er um die Ecke verschwindet.

Doch vor dem Haus, wo uns vor Jahren
Die Mutter stets empfing, dort sah
Ich fremde Menschen fremd geboren,
Wie weh, wie weh mir da geschah!

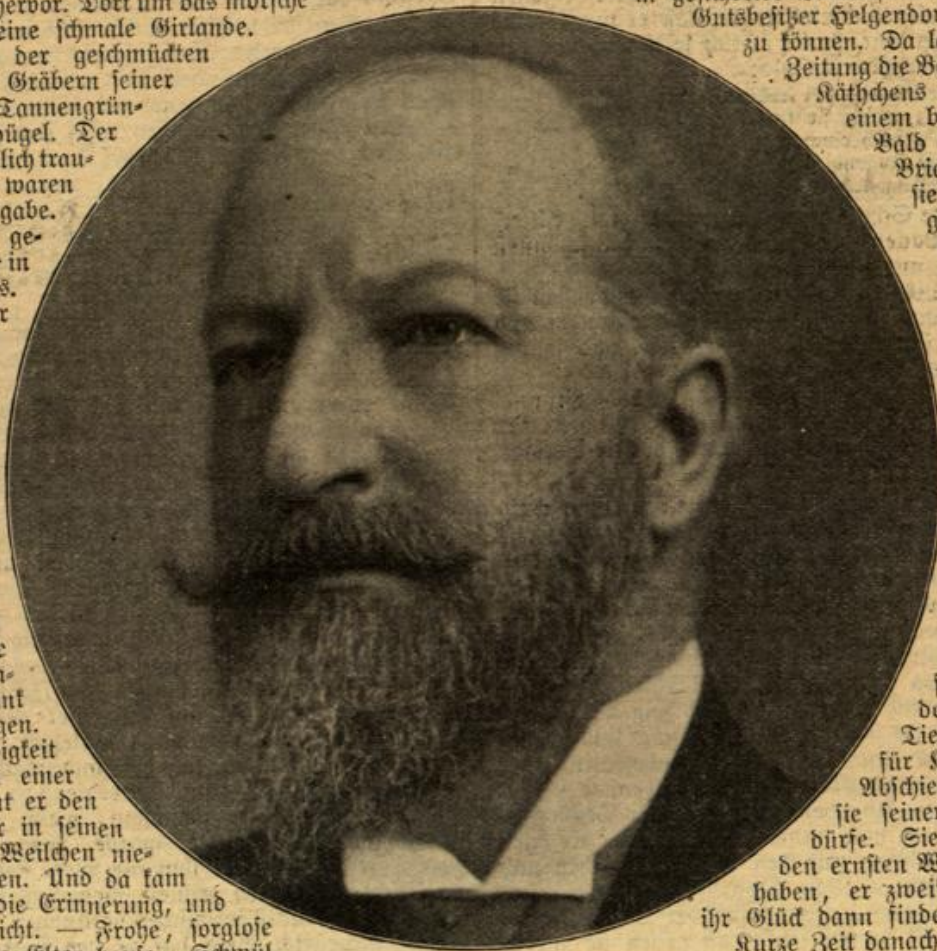
Nun ist der Friedhof das Ziel des heimatlosen Fremden. Die alte, halbverfallene Friedhofspforte dreht sich knarrend in ihren Angeln. Wie eine Störung in dieser Stille empfindet er es.

Schnee deckt alle Hügel. Fast jeden schmückt ein Kreuz oder ein Kranz aus Tannengrün gewunden. Hier und da ragten Efeu- blätter aus dem Schnee hervor. Dort um das morsche Holzkreuz schlingt sich eine schmale Girlande.

Durch die Reihen der geschmückten Hügel geht er zu den Gräbern seiner Eltern. Ein schlichter Tannengrün- kranz liegt auf jedem Hügel. Der Anblick stimmt ihn unendlich trau- rig. Fremde Menschen waren Spon- der dieser Liebesgabe. Er legt die unterwegs ge- brochenen Tannenzweige in die Mitte jedes Kranzes. Heiße Tränen rollen über sein bleiches Antlitz. Trä- nen um die so früh ver- lorene Mutter, um den Vater, Tränen um sein verlorenes Glück. Vor- bei, vorbei! —

Dann wendet er den von Tränen verdun- kelten Blick der alten Traueresche zu. Der Schnee lastet schwer auf ihrem herabhängenden Geäst. Wie im Traume nähert er sich der einfa- chen, schneebedeckten Bank unter den kahlen Zweigen. Ein Anflug von Müdigkeit überkommt ihn. Von einer Seite der Bank entfernt er den Schnee, um sich, fester in seinen Mantel hüllend, ein Weilchen nie- derzulassen und zu ruhen. Und da kam sie, auf leisen Sohlen, die Erinnerung, und er wehrte ihr heute nicht. — Frohe, sorglose Ferienzeit, daheim im Elternhause. Schwül und heiß waren die Julitage. Auf dem Felde reifte das Korn der Ernte entgegen. Die vollen Ähren neigten betrübt das Haupt unter der sengenden Glut. Doch jedem dieser Tage folgte ein Abend, so wunderschön, so mondhell. Friedliche Abendstille lag über dem Friedhofe, leise zirpten die Grillen, silbernes Mondlicht zitterte geisterhaft auf den Fenstern des Kirchleins, und tiefer sank der Abend herab. Jemand im Gebüsch schluchzte eine Nachtigall, und er saß träumend auf der Bank unter der alten Eiche und war- tete. Und sie kam, in dem schmucklosen, weißen Kleid, mit ihrem gold- dig schimmernden Blond- haare, gleich einer Erschei- nung in die- sem Mondes- zauber.

Die Gespie- lenseiner Kind- heit war Rät- chen Helgen- dorff gewesen, eine innige Freundschaft blieb zwischen ihnen besteh- en, als er auf das Gymna- sium kam, teil- ten doch beide das gleiche Schicksal: sie hatten keine Mutter mehr. Sie wußten längst, daß sie einander gut seien, und daß sie sich später angehören woll- ten. Da fiel der erste Schatten auf ihr heimliches Glück. Sein Vater starb, er hatte nun kein Zuhause mehr.



König Ferdinand I. von Bulgarien.

Mit ernstem Fleiß widmete er sich nun der Erfüllung seiner Pflichten als Assistenzarzt des Krankenhauses in B., um später in gesicherter Lebensstellung, bei dem vornehmen Gutsbesitzer Helgendorff um Rätchen anhalten zu können. Da las er eines Tages in der Zeitung die Bekanntgabe der Verlobung Rätchens mit Herrn von Dehm, einem benachbarten Gutsbesitzer.

Bald darauf erhielt er einen Brief von Rätchen, in dem sie ihm mitteilte, ruhig und gefaßt, wie es ihre Art war, daß sie sich dem Willen ihres Vaters fügen müsse. Herr von Dehm sei die einzige Rettung ihres Vaters, der im Spä- ten große Verluste erlitten hätte. Aber sie würde den Jugendgeliebten niemals vergessen. Er möge ihr verzeihen, wenn er könne.

So mußte er seine Glück entgehen. — Der Sohn des einfachen Landlehrers, würde dem so anspruchsvollen Gutsbesitzer als Freier seiner einzigen Tochter doch nicht genügt haben. Tiefes Mitleid empfand er für Rätchen, und in seinem Abschiedsbrief schrieb er ihr, daß sie seiner Verzeihung gewiß sei dürfe. Sie möge ihn vergessen und den ersten Willen zum Glück werden haben, er zweifle nicht daran, daß ihr Glück dann finden würde.

Kurze Zeit danach verließ er Deutschland; wurde Schiffsarzt. Seitdem hatte er nichts mehr von Rätchen gehört. Die Jahre gingen hin, in seinem Innern war es allmählich ruhig geworden.

Vor einigen Tagen hatte er sich in der Stadt, in der er studiert niedergelassen, und die ausgedehnte Praxis seines Vorgängers dem ein bedeutender Ruf als Arzt vorausging, übernommen.

Heute, am Totenfest, nach langer Zeit, trieb es ihn, die Gräber seiner Eltern und die Heimat wiederzusehen.



Ein russisches Dorf im Kampfgebiet der Kosakoskämpfe. Phot. G. Drüde, Wien. (Mit Text.)

alte Pforte und eine mit seinem Geschmack, doch einfach schön gekleidete Dame betritt den Friedhof. Sie erschrickt heftig, sie den Fremden erblickt, und ihr Fuß stockt einen Augenblick. Sein Herz schlägt langsam und schwer. Träumte er den

Leise sind große, we- Floden h- nieder. — fährt mit d- Hand über h- hohe Stir- als wolle Erinnerung fortsetzende ihn fröhlich Er erhebt sich Noch ein streifen se- Blide über weißen G- Verreihen. fer ihm ist mand auf d- Friedhof. „Lied, Lieb- ohne Wieder- Die du geliebt fortgezogen. Und lehren nim- nimmermehr murmeln die ne Lippen. dem er sich au- dem Ausg- zuwendet. Da knarr- ter in ging des In al- Niem



Wie die Bevölkerung in den neu besetzten russischen Orten die Feldgrauen empfängt.

kann ja nicht sein, daß sie, mit der sich seine Gedanken soeben beschäftigt, es ist. Doch dieses blonde Haar, die feine, schlanke Gestalt, die ihm nur größer erschien als einst — „Räthchen!“

Ein glückliches Lächeln umspielt ihren Mund, während sie langsam näherkommt und ihm die schmale Hand zum Gruße reicht. „Gerhard, ist's denn wahr, bist du es wirklich?“

„Das war wieder ihre helle, liebe Stimme, in die sich nur ein klarer Klang von Wehmut mischt.“

„Ja, Räthchen, ich kam, um die Gräber meiner Eltern zu be-



Johann Heinrich Graf v. Bernstorff,
deutscher Botschafter in Washington. (Mit Text.)

die Gattin jenes ungeliebten reichen Mannes. Vor sieben Jahren verunglückte mein Vater auf der Jagd. Ich gab Herrn von Dehm mein Wort zurück. Seitdem wohne ich bei meiner Tante, der einzigen Schwester meiner Mutter in N. Unser Gut war total verschuldet und ging nach dem Tode meines Vaters in den Besitz des Herrn von Dehm über. In all diesen Jahren hörte ich nichts von ihm. Niemand vermochte mir Auskunft über bei-

sammen, wo wir uns doch bereits verloren zu haben glaubten. Wir beide litten, aber wir wollten noch glücklich werden, nicht wahr?“

Sie schaut zu ihm auf und in ihren Augen stehen Tränen.

„Werde ich dich noch glücklich machen können, Gerhard?“

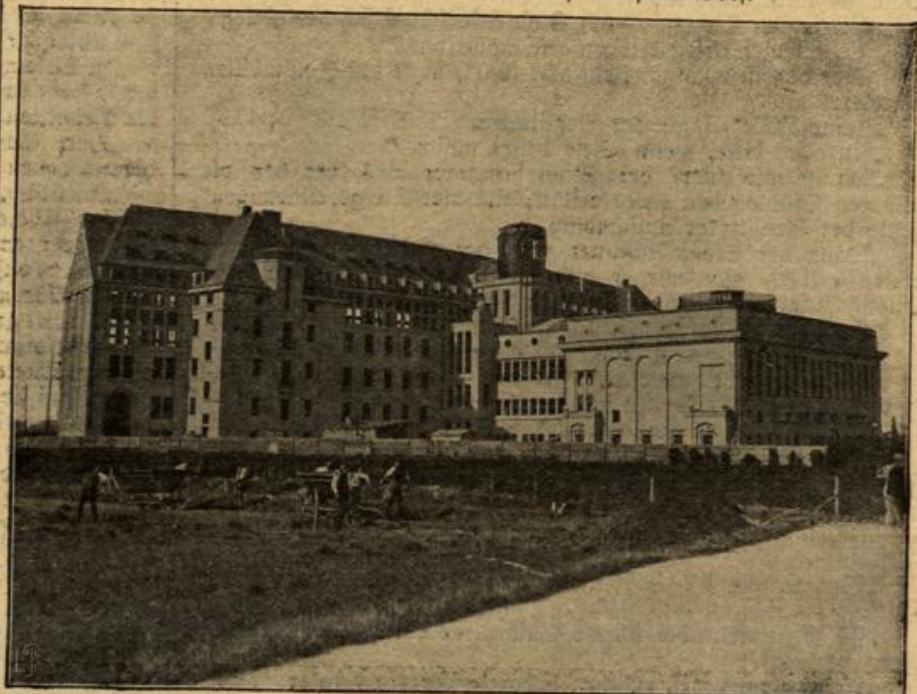
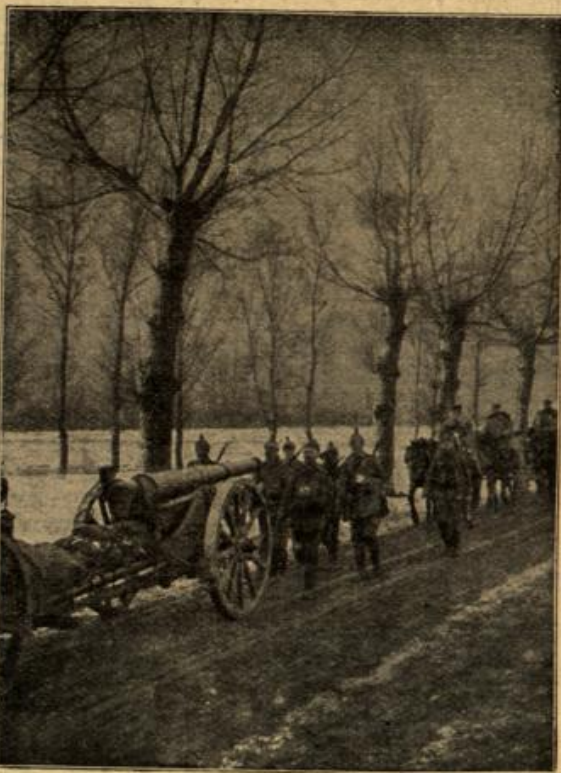
Statt aller Antwort zieht er sie an sich und küßt sie auf die Stirn. „Komm, ich begleite dich zu deiner Tante; ich wohne und praktiziere ja seit einigen Tagen auch in N. Der nächste Zug fährt in kurzer Zeit; wenn wir jetzt gehen, erreichen wir ihn noch.“

„Ja, wir wollen gehen, es ist so kalt und traurig hier.“

Und glücklich lächelnd hängt sie sich an seinen Arm, wie einst in den lauen Sommerabenden auf dem kleinen Dorffriedhof.

Immer dichter fallen die Schneeflocken; aber zwei Glücklichwandern fröhlich plaudernd durch das stille Dorf.

Wintersonnenlauf in Rußland:
Schwere deutsche Artillerie auf dem Marsch bei Pinsk.



Das Gebäude der deutschen Bäckerei in Leipzig. (Mit Text.)

Wenn sich fünf Staaten den Krieg erklären.

Von Fritz Müller. (Nachdruck verboten.)

Der Piffolo kam an den Statistich gestürzt, bremste, nahm die Diplomatenebene eines europäischen Geschäftsträgers an, spreizte seine kurzen Beine, wie damals Bismarck in Versailles, und sagte: „Meine Herren, soeben kommt die Nachricht: Italien hat an die Türkei den Krieg erklärt.“

Der Immobilienhändler August Bramann, in Firma Gebrüder Bramann, benützte die Gelegenheit, um seine aussichtslosen Karten offen aufzuwerfen: „Nein, jetzt so was“, sagte er und versuchte mit mäßigem Erfolge erregt auszusprechen. Wohingegen der Registrator Lämmle ärgerlich den Piffolo ansuhr:

„Desz'weg'n hält'st noch lang net mein wunderschönes Eichel-solo zu verpacken brauchen, Piffolo.“

Die gekrümmten Piffolobeine rutschten zusammen, ganz unbismarckisch beleidigt sah er aus: „Aber ich habe mir doch denkt, Herr Registrator“, sagte er, „daß eine Kriegserklärung —“

„Ach was, mei Eichel-solo is wichtiger als wie a italienische Kriegserklärung, und überhaupts —“

„Die wievielte Kriegserklärung ist das eigentlich?“ vermittelte der Oberepeditior Juhoff versöhnend.

„Das kann man sich nicht alles merken“, sagte Doktor Lehn-tering vom Realgymnasium schmunzelnd, „aber man könnte sich ja einmal beim Kaiserlich Statistischen Bureau für Kriegserklärungen erkundigen.“

„Soll ich telefonieren?“ sagte der versöhnte Piffolo dienst-bereit. Man wollte lachen, aber der Registrator mit dem unterbrochenen Eichel-solo winkte heimlich ab und sagte ernsthaft:

„Zawohl, Piffolo, telefoniere nur, aber g'schwind, unter A —“

Der Piffolo war schon nach der Telephonzelle unterwegs.

„Aber wie kann man nur den armen Kerl so hereinlegen?“ sagte der Oberepeditior Juhoff.

„G'chieht ihm grad recht, warum hat er mir vorhin mein Eichel-solo verpackt, weg'n d'Italiener“, erklärte der Registrator hartherzig.

„Ich bin begierig, was die Türken jetzt tun werden?“ sagte der Immobilienhändler, der inzwischen berechnet hatte, daß ihm die italienische Kriegserklärung mindestens fünfundsiebzehn Pfennig Verlustanteil ersparte.

„Das ist sehr einfach, was die tun werden“, holte der Regi-strator aus, „die werden zunächst —“

„Halt“, sagte der Oberepeditior, „wir haben abgemacht, in dieser Woche keine politischen Fragen zu erörtern.“

„Das ist wahr“, sagte der noch immer schmunzelnde Doktor Lehn-tering vom Realgymnasium, der inzwischen den Marmor-tisch mit Zahlen vollgerechnet hatte, „aber wie wäre es zur Ab-wechslung mit einer kleinen Rechenaufgabe, mit dem Stat ist es ja doch nichts mehr.“

„Rechenaufgabe?“

„Ja, also passen Sie auf: Gesezt den Fall, es erklären sich fünf Staaten den Krieg —“

„Aber das ist doch auch politisch.“

„Nein, nur rechnerisch, ich kann mir nämlich selbst darüber nicht ins Klare kommen.“

„Wie sagten Sie also: Fünf Staaten erklären sich den Krieg?“

„Ja, wieviel Kriegserklärungen ergibt das?“

„Aber das ist doch ganz einfach: fünf“, sagte der Immobilien-händler.

„Keine Idee“, sagte der Registrator.

„Nu also, bitte, wenn Sie's besser wissen?“

„Da ist also zuerst der Staat Nummer eins, der den vier anderen Staaten den Krieg erklärt, gibt vier Kriegserklärungen“, sagte der Registrator umständlich.

„Dann der Staat Nummer zwei, der auch den anderen den Krieg erklärt, gibt wieder vier“, ergänzte der Oberepeditior, „macht zusammen schon acht, Herr Bramann.“

„Hm, freilich, wenn Sie's so rechnen —“

„Wie würden Sie's rechnen?“ sagte Doktor Lehn-tering.

„Halt, erst fertigmachen“, fiel der Oberepeditior ein, „wir hatten also acht — kommt jetzt der Staat Nummer drei und —“

„Das ist viel zu umständlich“, sagte der Registrator.

„Jeder Staat gibt vier Kriegserklärungen“, sagte Doktor Lehn-tering bedächtig, „das habe ich auch zuerst gedacht, aber es ist falsch.“

„Falsch? Warum? Wieso?“

„Ich kann unter A nichts finden“, erklärte der zurückgekehrte Piffolo.

„Was A, wie A? Stören Sie uns jetzt die Berechnung nicht, Piffolo — warum sind zwanzig falsch, Herr Doktor?“

„Es ist zu viel, aber ich weiß nicht, wo der Fehler sitzt, es ist ganz vertrackt.“

„Nein, zwanzig ist richtig“, beharrte der Registrator.

„Unter A steht's nicht“, wiederholte der Piffolo.

„Lassen Sie uns mit Ihrem A in Ruhe“, wehrte der Immo-bilienhändler ab, „das ist doch zu dumm: fünf soll falsch sein, zwanzig soll falsch sein, was ist dann richtig?“

„Wir könnten es ja praktisch ausprobieren“, sagte der Ober-epeditior mild.

„Wieso? Wir sind ja nur vier und —“

„Piffolo, komm mal aushilfsweise her, jetzt sind wir fünf nicht wahr?“ sagte Doktor Lehn-tering.

„Ja, aber —“

„Piffolo, hol dir auf unsere Kosten ein Glas Bier.“

„Soll ich also nicht mehr unter A?“

„Ich sehe überhaupt nicht ein, was das alles mit den Kriegs-erklärungen zu tun hat“, sagte der Registrator.

„Werden's gleich sehen“, disponierte Doktor Lehn-tering, „nehmen also an, wir lassen irgend etwas leben —“

„Also sagen wir den Piffolo“, lächelte der Oberepeditior.

„Ich hab' nochmal nachgesehen“, sagte der Piffolo, der in seinem Glas Bier ankam, „aber unter A —“

„So, jetzt stoßen wir auf den Piffolo an —“

Der sah verduht drein, entschloß sich aber, für alle Fälle sein Bismarckstellung einzunehmen, um der Lage gewachsen zu sein:

„Und so oft einer mit dem andern anstößt, so viel Kriegs-erklärungen gib't's.“

„Also, bitte.“ Es gab eine allgemeine Anstößerei. Von der Reben-tischen starrte man herüber: „Die sind wohl verrückt.“

„Was haben die nur mit dem Piffolo...?“

„Halt, wir haben vergessen zu zählen.“

„Der Herr Doktor soll zählen — also jetzt noch einmal.“

Ernst stieß man abermals zusammen.

An den Reben-tischen regte man sich immer mehr auf. Ein an-weisender Lokalberichterstatter erkundigte sich nach den Namen.

„Was sind denn das für Leute, die da drüben mit dem Piffolo...?“

„Halt, Herr Registrator, Sie haben mit Herrn Oberepeditior durch- zweimal angestoßen, Sie verderben uns ja die ganze Statistik.“

„Also noch einmal — am besten ist es, jeder, der fertig ist, tritt immer auf die Seite.“

Das Experiment wurde feierlich wieder aufgenommen. Die Glä- ser klangen. Der Doktor zählte laut: „Eins, zwei, drei, vier.“

An den anderen Tischen tuschelte es stärker: „Man sollte die- se Birt verständigen... die Leute scheinen total verrückt zu sein.“

„Sie haben doch vorhin noch ganz vernünftig zusammengesessen.“

„Ja, aber dann kam der Piffolo mit der italienischen Kriegser- klärung, und seitdem... wahrhaftig, total verrückt...“

„Sechs, sieben“, zählte der Doktor. Der Immobilienhändler und der Piffolo schieden als fertiggeprobt aus.

„Sehen Sie, es gibt viel weniger als zwanzig“, sagte der Ober-epeditior zum Registrator.

„Ach was, das ist mir überhaupt zu dumm.“

„Aber seien Sie doch vernünftig —“

„Halt, Herr Bramann, Sie dürfen nicht mehr mit dem Piffolo an- stoßen, Sie sind ja ausgeschieden — wieviel Kriegserklärungen haben wir jetzt?“

„Dummes Zeug, ich tue nicht mehr mit — überhaupt, die ja Rechner.“

„Aber ich bitte Sie, seien Sie nicht kindisch.“

„Kindisch? Erlauben Sie...!“

In diesem Augenblick wurde der Berichtstatter Schnuffelmann vom dritten Tische rechts ans Telephon gerufen. Es war die Redaktion der „Abendpost“.

„Herr Schnuffelmann, wir kommen in einer Viertelstunde ge- heraus, haben Sie vielleicht noch eine interessante Lokalneuigkeit?“

„Natürlich, natürlich, also schreiben Sie...“

Am gleichen Abend wurde es mit allgemeinem Kopfschütteln in der ganzen Stadt gelesen:

„... so daß wir feststellen können, daß die neuerliche italieni- sche Kriegserklärung an die Türkei von männiglich in der gan- zen Stadt mit großem Gleichmut aufgenommen wurde. Nur treu einem bekannten Gasthaus konnte man wahrnehmen, wie ein- stens sonst geachtete Bürger darüber derart aus dem Häuschen lan- deten, daß sie sich erregt anschrien und dabei unter Einbeziehung des Kellners die tollsten Fragen mit ihren Biergläsern mach- Es scheint sich um einen bedauerlichen Fall von paranoia praesens zu handeln, die bekanntlich...“

Stille Stunden.

Gedanken zum Tage der Toten. Von Lucia Ewald.

(Nachdruck verboten.)

Das Kirchenjahr geht zur Rüste. Die Natur bereitet sich auf Winter-schlaf. Wir feiern das Fest der Toten.

Aber den Gräbern feierten die ersten Christen einst ihrer best- dacht schönste Stunden. Über den Gräbern schwebte der Geist, der

Lebens in seiner Allgegenwärtigkeit, der Gott der Liebe, dessen Gnade kein Aufhören kennt. Auch wir ziehen an diesem Tage hinaus zu dem Gottesacker, den Gräbern unserer vorausgegangenen Lieben, schmücken die Gräber, da deren Selber gebettet wurden, halten im Geiste Zwiegespräche mit unsren Toten und denken zagend der Zeit, in der auch wir von ihnen müssen.

Dieses Bagen hat ja auch einst den Pharisäer Nikodemus zur Nachtzeit zu Jesu geführt, der ihm die zuerst so geheimnisvoll erscheinende Antwort zu teil werden ließ: „Es sei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht sehen —“, und dann die weitere Erklärung hinzufügte: „Der Wind bläset, wo er will und du hörst sein Säusen wohl, aber du weißt nicht, von wann er kommt, und wohin er fährt. Also ein jeglicher, der aus dem Geiste geboren ist.“

Wiedergeburt im Geiste wird zu unsrer letzten Reise verlangt! Was sagen wir uns in diesen stillen Stunden auf dem Friedhofe! — Die sich daran aufwühlenden Auferstehungsgedanken und die Kraft des Pfingstgeistes, die zur Wiedergeburt verhelfen soll, erscheinen uns heute herber als zur Frühlingszeit, zur Zeit der dazu bestimmten Feste. —

Wir müssen uns eingestehen, daß wir zu jener Reise in unbekannte Gefilde noch nicht genügend ausgerüstet sind. Diese Ausrüstung, die sich nicht mit Geld und Gut beschaffen läßt und über deren Zweckmäßigkeit man im Getriebe der Welt nicht nachdenken kann, bedarf zuerst der Überlegung in solchen Stunden, die ganz dazu angetan sind, uns durchzuleuchten.

Diese stillen Stunden gleichen dem Wind! Wie der Sturmwind tausend die Gewässer aufzieht und die Meereseschätze nach oben zieht, klären sich unsre Gedanken, und Seeschätze, die wir selbst nicht kannten, gesellen sich zu unsrer Erkenntnis. Diese Erkenntnis zeigt uns das Rüstzeug zur Reise in das himmlische Kanaan: Die Liebe zu unserem Nächsten, jene Liebe zur wertvollen Hilfe, die jene verstehende und verzeihende, leidende Liebe für die seelisch Bedrängten.

Diese Erkenntnis läßt uns weiter rüsten zum neuen Mut zur Erfüllung der uns oft schwer fallenden täglichen Pflichten, zu jener Treue im Amt, den Grenzen unsres Wissens und Könnens. Diese Erkenntnis läßt uns rüsten mit der vertrauensvollen Liebe zu dem Vater, die uns unerschuldeten Schicksalslagen nicht nach dem „warum“ fragen läßt, sondern diese geduldiger Ergebung tragen lehrt, weil wir uns sagen müssen, die Wege des Ewigen unerforschlich sind!

In diesen stillen Stunden werden wir aber auch einsehen, daß wir ab und zu weitere stille Stunden in der Lebenszeit nötig haben, daß wir ab und zu der wohlthuenden Rast dürfen, um die allmählich nur erstarkende Kraft zum richtigen Gehen und Vollbringen dieser seelischen Reiseeigenschaften zu bringen, da eine Wiedergeburt im Geiste nicht im Geschwindigkeitsgelaufe geleistet werden kann.

Doch dürfen wir wiederum nicht denken, daß ein Zubiel an diesen Stunden uns zur schnelleren Wiedergeburt im Geiste führt. Der Schwere ist allemal vom Übel! Lebensarbeit ohne stille Stunden aber macht hart, oft bitter — und grausam! Stille Stunden ohne Lebensarbeit machen seelisch zu weich, sentimental, lähmen die Willenskraft und verhindern die treue Pflichterfüllung, die das Leben verlangen muß. Nur ernst und feierlich hallen die Glocken am Tage der Toten. Wir können aber nicht den Zurückgebliebenen: mortuos plango — sie mahnen: vivos voco! Sie sprechen gar ernst und einmütig mit ihrer metallenen Zunge: lebet recht, auf daß ihr, wenn ihr sterbet, „echt“ befunden werdet!

„Wer Lebensarbeit und die stillen Stunden
Alhier, flug wägend, allzeit hat verbunden,
Der wird geheilt von allen Lebenswunden,
Im neuen Geist dort oben „echt“ befunden!“

Können fische hören?

Die Hörsfähigkeit der Fische bildete früher einen lebhaften Streitpunkt unter den Naturforschern. Da das Ohr der Fische wohl einen Vorhof und Bogengänge, aber keine Schnecke hat, erschien es ziemlich ausgeschlossen, daß dieses Organ wirk-

lich geeignet war, Geräusche dem Gehirn zu übermitteln. Man nahm vielmehr an, daß es, als für ein im Wasser lebendes Tier überflüssig, im Laufe der Jahrtausende verkümmert und gebrauchsunfähig geworden sei, gerade so wie bei einer bestimmten Art von in ewiger Dunkelheit vegetierenden Höhlenmolchen die Augen mit der Zeit vollständig in den Kopf eingewachsen und gleichfalls wertlos geworden sind.

Anderer Gelehrte wieder schlossen aus folgenden Beobachtungen auf eine bei den Fischen trotzdem vorhandene Hörsfähigkeit. In vielen Schloßteichen, in denen Fische gehalten wurden, hatten diese sich daran gewöhnt, auf den Ton einer am Ufer angebrachten Glocke an einer bestimmten Stelle zusammenzukommen, um ihr Futter in Empfang zu nehmen. Diese Tatsache schien einwandfrei zu beweisen, daß die Tiere den Klang der Glocke notwendig vernehmen mußten.

Aber den geringen Wert dieser und ähnlicher Beobachtungen spricht sich Professor Mangold vom Physiologischen Institut der Universität Freiburg wie folgt aus:

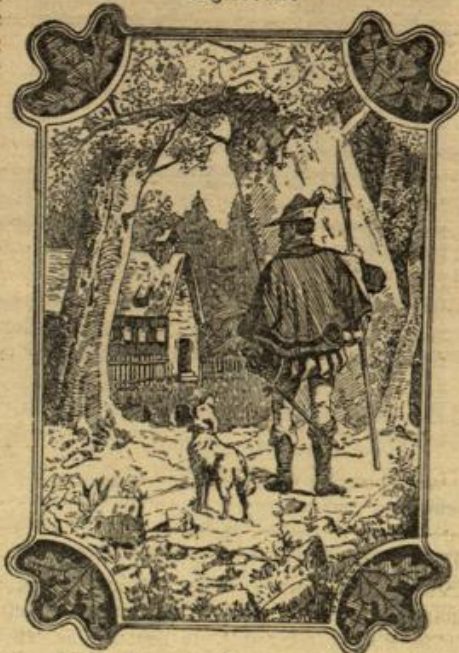
„Die Hörsfähigkeit der Fische schien von alters her aus der Gewohnheit mancher Fischzüchter hervorzugehen, die Tiere durch Läuten einer Glocke oder durch Ruf zur Fütterung heranzuloden, wie es schon von dem Römer Crassus und seinen mit menschlichen Leichen gefütterten Muränen erzählt wird. Dieser Irrtum kann jetzt als überwunden gelten.“

Es hat sich herausgestellt, daß die Fische vielmehr herbeikommen, weil der Fütterer sich ihnen zeigt oder aber die Erschütterung seiner Schritte sich dem Wasser mitteilt, doch niemals auf das Läuten der Glocke allein. Für jene mechanischen Reize und Druckänderungen im Wasser sind die Fische so überaus empfindlich, daß man von einem besonderen, zum Tastsinn gehörigen „Erschütterungssinn“ bei ihnen spricht.

Auch wenn einige Fische auf das Läuten einer unter Wasser verborgenen elektrischen Glocke, wie es bei zahlreichen Arten mit fast ausnahmslos negativem Erfolge ausprobiert wurde, auf sehr kurze Entfernung mit Fluchtbewegungen reagieren, so ist dieses auf die mechanische Wirkung der von der Glocke ausgehenden Wellen auf den Erschütterungssinn zurückzuführen. Oft handelte es sich dabei um Schallreize, die für einen tauchenden Menschen noch in 50–80 Meter Entfernung zu hören waren. Die gleiche Erklärung gilt erst recht für die Reaktionsbewegungen der Fische bei Händeklatschen in nächster Nähe oder bei dem Knall von Feuerwaffen in etwas größerer Entfernung. Es ist also lediglich der „Erschütterungssinn“, der uns zu dem Glauben verleitet hat, die Fische könnten hören. In Wirklichkeit sind sie stottau.“

W. Kappel.

Begierbild.



Wo sind die beiden Töchter des Försters?

Totenfest.

Trübe Nebel über Wald und Flur,
Tiefes Schweigen rings in der Natur.
Es ist, als schritt' der Schnitter Tod durchs Land
Alles Leben brach mit rauher Hand.
Von den Türmen hallt es Mordentklang,
Mahnet ernst der ehernen Gesang.
Totenfest verkündet das Geläut,
Läut gedenken uns der Toten heut.
Trän' um Träne fällt auf manchen Hügel,
Ach, die Hoffnung senkte matt die Flügel.
Grau und trüb die Tage nun verrinnen,
Seit das Liebste nahm der Tod von hinnen.
Galt es scheiden auch von unsern Lieben,
Sel'ger Trost ist dennoch uns geblieben.
Jenes Wort, das einst der Herr gesprochen:
„Sieh, ich hab' des Todes Macht gebrochen,
Ich bin Auferstehung und das Leben“,
Alles bange Bagen muß es heben,
Daß wir ohne Furcht und jedes Graun,
Frei dem Tod ins Antlitz mögen schau'n,
Denn der Weg durch Sterben und Vergahn
Führt zu Auferstehn und Wiederkehrn.

Elisabeth Maaske-Sandem.

Unsere Bilder

O Heimat, teure Heimat! Seit sieben Monaten steht der Heinrich im Feld, treu seinem König, treu seinem Vaterland, für das er freudig sein Leben einzusetzen bereit ist. Nun hat er einen kurzen Urlaub erhalten, er darf heim zu Weib und Kind. Frohen Herzens hat seine junge Frau die Botschaft vernommen und vor Freude lachend und weinend zugleich ihr Bübchen hochgehoben. „Der Vater kommt!“ Und dann hat sie sich und das Kind schmunzelnd gemacht, hat einen blühenden Rosmarinzweig im Gärtchen gepflückt und ist zum Bahnhof geeilt, der eine Strecke vom Dorf entfernt liegt. Pünktlich trifft der Heinrich ein. So frisch und stattlich sieht er aus und bei Gott — ihn schmückt das Eisene Kreuz! Dem Mariele klopfst das Herz vor freudigem Stolz über ihren tapferen Mann, der jetzt herzuspringt und sie und den Kleinen in seine Arme schließt. Und wie der Heinrich nun dem heimatischen Dorfe zuschreitet, auf dem einen Arm sein Kind, das so fröhlich zum Vater aufschaut, den anderen Arm um sein Weib gelegt, aus dessen treuen Augen ihm so viel Liebe entgegenstrahlt, da überkommt ihn ein unsagbares Glücksgefühl. O Heimat, teure Heimat! Nie zuvor hat er es so tief empfunden, wie schön sich's in der Heimat lebt. Die Scholle, auf der er geboren, die Heimat, die sein Liebste birgt, o, sie ist's wert, daß er mutig das Schwert erhebt, um sie gegen den dräuenden Gegner zu verteidigen. Und im stillen gelobt er sich, nicht zu wanken noch zu weichen, ja bis zum letzten Atemzug sein höchstes Gut zu schützen: Weib und Kind und die Heimat, die teure Heimat! M. W.

Ein russisches Dorf in den Notinojumpschen. In dem 82000 Quadratkilometer umfassenden Sumpfgebiet des Pripjetflusystems kämpfen die Heeresgruppen des Prinzen Leopold von Bayern und des Generals v. Linjingen. Die von Wald durchsetzten Sümpfe, die das Vordringen außerordentlich erschweren, umfassen ein Gebiet in der Größe von Bayern und Hessen. Die besonders niederschlagreiche Polsehe ist von mehreren schiffbaren Flüssen und Kanälen und von strategischen Bahnen durchzogen, während sich die wenigen Landstraßen in einem sehr schlechten Zustand befinden. Die Befriedelung ist infolge des ungesunden Klimas äußerst spärlich.

Johann Heinrich Graf von Bernstorff, deutscher Botschafter in Washington. Er bekleidet sein infolge des Weltkrieges außerordentlich erschwertes Amt bereits seit sieben Jahren. Die Columbia-Universität sowie die Universitäten Chicago und Princeton haben ihn zum Ehrendoktor ernannt, und man darf zu seiner bewährten diplomatischen Geschicklichkeit das volle Vertrauen haben, daß er die deutschen Interessen mit Entschiedenheit und Tatkraft vertritt.

Das Gebäude der deutschen Bäckerei in Leipzig, welches seiner Vollendung entgegengeht. Die gesamte bebaute Fläche umfaßt 3350 Quadratmeter und die Baukosten einschließlich Nebenanlagen und Einrichtung betragen zwei Millionen und zweihunderttausend Mark. Die deutsche Bäckerei in Leipzig sammelt im Gegensatz zu den Bäckereien anderer Städte ausnahmslos alles, was überhaupt in deutscher Sprache gedruckt wird.

Ein deutscher Fliegerheld. Fliegerleutnant Böldt wurde für sein heldenmütiges Verhalten gelegentlich des letzten Freiburger Fliegerangriffs von der Obersten Heeresleitung mit Auszeichnung erwähnt. Leutnant Böldt, der Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse ist, hat im Laufe des Sommers drei gegnerische Flugzeuge zum Abschluß gebracht.

Allerlei

Stimmt. Er, am Landungssteig, ärgerlich: „Wenn du nicht so lange zum Anziehen gebraucht hättest, hätten wir das Schiff nicht veräumt.“ — „Und wenn du mich nicht so gedrängt hättest, brauchen wir nicht so lange auf das folgende zu warten.“

Kaiser Karl VI. besaß viel Fertigkeit in der Musik, besonders im Klavierpiel. — „Ewig schade!“ rief einmal ein Tonkünstler, der ihm mit Bewunderung zugehört hatte, voll Entzücken aus, „daß Ew. Majestät kein Virtuose geworden sind, Sie würden gewiß Ihr Glück gemacht haben.“ — „Nu, nu,“ antwortete der Kaiser, „laß Er's nur gut sein, wir stehen uns so besser.“

Ein salomonisches Urteil. Als Kaiser Karl V. einst zu Brüssel Hof hielt, fiel daselbst zwischen zwei vornehmen und hochgestellten Damen ein so heftiger Rangstreit vor, daß man schon befürchtete, diese Bistigkeit könne die schlimmsten Folgen haben und die vornehmsten Familien des ganzen Landes entzweien. Man gab sich alle Mühe, den Streit beizulegen, aber vergeblich, die eine wollte immer vor der andern den Vortritt bei Hofe haben. Endlich brachte man die beiden, ergrimmten Schönen so weit, daß sie sich einem schiedsrichterlichen Ausspruch des Kaisers unterwerfen wollten. Kaiser Karl bewilligte die beschalligte Bitte der beiderseitigen Verwandten und bestimmte einen Tag, an welchem er öffentlich durch seinen Ausspruch den Streit zu entscheiden willens sei. Dieser Tag erschien — noch nie war der Audienzsaal so voll gewesen, keine politische Angelegenheit hatte jemals die Gemüter so sehr beschäftigt, wie diese Damenwistigkeit. Endlich tritt der Kaiser in den Saal. Atemlos lauschen die Anwesenden seinem Ausspruch: „Wir haben“, sagte er mit würdevollem Ernst, „die Streitigkeiten dieser beiden Damen wohl erwogen und unjer kaiserlicher Wille geht dahin, daß die Häßliche vorangehen, die Schöne

aber ihr folgen soll.“ — Dieser weise Urteilspruch machte einen lebhaften Eindruck. Keine der beiden Damen wollte nunmehr vorangehen und man hatte die größte Mühe, sie aus dem Saale zu bringen. Dies war nicht eher möglich zu machen, als bis ein Schläutopf das richtige Mittel dazu ausfand. Auf seinen Rat verließ die eine Dame durch die Vordertüre, die andere aber durch die Hintertüre den Saal.

Gemeinnütziges

Einige erprobte Kniffe für die Kriegsküche. Sparen auch im kleinen und kleinsten, lautet zur jetzigen harten Kriegszeit die Losung für die Hausfrau. Da muß manches verwendet werden, was man früher achtlos in den

Schaleneimer warf, und es müssen alle die kleinen Hilfsmittel angewendet werden, die man unter dem Namen „Küchen-Hotuspokus“ früher belächelte, wie sie unter harmlosen Kniffen den Gerichten Ansehen und Geschmack kostspieliger Gerichte geben und teuren Zutaten durch billige Streckungsmittel ausgiebiges gestalten. Da ist zum Beispiel die heute recht kostspielige Fleischbrühe, welche die Herren so ungern entbehren, ohne das dazu gebrauchte Kochfleisch zu schähen. Hierfür allein gibt es eine große Anzahl kleiner Hilfsmittel, um aus dünner Fleischbrühe oder aus Knochenbrühe eine kräftig schmeckende und gesunde Brühe zu gestalten. Jede Hausfrau hat dafür ihren besonderen Kniff. Die eine zerschlägt die Brühknochen in ganz kleine Stücke und röstet sie in den Suppenwurzeln braun an, ehe sie dieselben in kaltem Wasser ansetzt. Andere rösten wieder nur die Wurzeln und ein winziges Stückchen Rindfleisch braun und geben es in die Brühe. Oder man röstet eine mittelgroße, ungeschälte ganze Zwiebel auf der Herdplatte braun und wirft sie in die Brühe; sie verleiht kräftigen Geschmack und schöne goldgelbe Farbe. Ein nußgroßes Stück Parmesan in Kalbfleischbrühe gegeben und mitgekocht, nimmt dieser den weichen Geschmack und läßt sie kräftiger, voller erscheinen. Auch eine Muskatblüte verbessert Geschmack und Farbe der Fleischbrühe. Verwendet man die fertigen käuflichen Suppenwürfel von Knorr, Maggi usw., kann man gut aus einem Würfel anstatt drei Suppen deren fünf bereiten, wenn man den zerbröckelten und mit kaltem Wasser angerührten Suppenwürfel mit einer Mehlschwitze verrührt und entsprechend mehr Wasser ansetzt, oder die sonst wie üblich bereitete Suppe nur mit mehr Wasser ansetzt und kurz vor dem Anrichten mit etwas in kaltem Wasser marigekühten Mais oder Kartoffelmehl sämiger gestaltet. Kurz vor dem Auftragen gibt man noch ein kleines Stückchen frische Butter oder ein wenig Bratentunte daran, um den Geschmack sehr verfeinert. Bei diesen Suppen dieser Art ist der Zusatz von einigen Löffeln Magermilch sehr zu empfehlen. Das Kochwasser der Fische sollte man nie weggießen, sondern es mit einer lichten oder dunklen Mehlschwitze und reichlich Suppenwurzeln zu einer schmackhaften Suppe verfeinern. Die weichgekochten Suppenwurzeln, ebenso Strünke von Blumenkohl und Krautköpfe, werfe man nie weg, sondern gebe sie, durch ein Sieb gestrichen, in die Suppe, denn sie enthalten noch wertvolle Nährstoffe. M. W.

Zum Lösen von Kupfer und Bronze lassen sich Mischungen von Kupfer und Blei mit Vorteil verwenden. Je mehr Blei man zusetzt, um so leichter schmelzbar wird die Legierung, aber desto mehr weicht sie auch in Farbe und Zähigkeit vom Kupfer ab. Man pflegt 85 Teile Kupfer und 15 Teile Blei in Anwendung zu bringen.

Aleingehaltete Nichtenstren oder Nichtenstren sind eine ausgezeichnete Einstreu für den Nachraum im Hühnerstall, da sich kein Ungeziefer darin bilden kann.

Rätsel.

Es stert oft die Wand,
Auch macht es Frauenhand.

Reim-Rätsel.

Sommer und —
Winter —
Säuer —
Denne —
Regen —
Nacht —

Bei richtiger Lösung nennen die Anwesenden der anstehenden Reihe von oben nach unten gelesen, einen Mädchennamen.

Dr. Guggenberger.

Homonym.

Mein Wort bezahlt man oft mit laurer Miene;
Dem Schiffe ist auch zum Lenken diene.
W. Guggenberger.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Bilderrätsel.



Auflösung des Rätselsprungs.

Das Leid vertreibt des Menschen Schmerz
Führt aus dem reinen Schmelzen Schmerz
Das ihm nicht wert ist, zu gewinnen
Ihn ins eigene Selbst zurück.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Treue, Neue.

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.